

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Genefe.

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 40

Sonntag, den 11. Oktober 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 11. Oktober Probus
Montag, 12. Maximilian
Dienstag, 13. Laurentius
Mittwoch, 14. Callistus

Donnerstag, 15. Theresia
Freitag, 16. Gallus
Samstag, 17. Hedwig

Maria, die Helferin

Mutter Gottes, zu dir kommen
Schwer bedrängt wir, schwer bekümmert —
Klage du die blut'ge Not,
Klage du sie unserm Gott!

Klage ihm der Völker Bluten,
Wildes Sterben, Tränenfluten,
Schlachtengreuel, Blut und Brand —
Bitt' für unser Vaterland!

Halte, reinste du der Frauen,
Deine Hand ob Deutschlands Gauen;
Schütze, schirme unser Heer,
Sei mit ihm zu Land, zu Meer!

Mutter, Mutter! voll Erbarmen,
Fleh' zu dem, den auf den Armen
Du getragen weich und treu,
Daß er uns barmherzig sei!

Halte ihm die starken Hände,
Daß sein Jorn sich von uns wende,
Daß die Geißel er zerbricht —
Mildre du sein Strafgericht.

Der, dem einst die ersten Schritte
Du bewacht, wird keiner Bitte
Seiner Mutter widersteh'n —
Mittlerin! wolle für uns fleh'n!

M. Homjcheib.

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 22, 1—14.

In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnisrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen; aber sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereit, meine Ochsen und das Mastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit; kommet zur Hochzeit. Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege, einer nach seinem Weierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: Das Hochzeitmahl ist zwar bereit, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen ganz besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschaun, und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid anhatte. Und er sprach zu ihm: Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis; da wird Heulen und Zähneklirren sein. Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt.

Dem heutigen Evangelium liegt ein überaus fleißiger Gedanke zu Grunde: Gott beruft die Menschen zu seinen Tischgenossen. Insofern entwirft das Evangelium ein Kulturbild, das nicht mehr seinesgleichen findet, das so herrlich ist, daß man seine Wirklichkeit leugnet. Und doch beruft uns Gott täglich an seinen Tisch; freilich nicht in so deutlicher Weise, wie es im Evangelium geschieht. Wer finden wir nicht täglich unsern Tisch gedeckt durch Gottes Hand? Nicht müßlos allerdings, wie im Märchen, wird es uns zuteil. Aber unsere geringen Leistungen stehen nicht im Verhältnis zum Erfolg. All unsere Arbeit könnte keinen Stornohalm hervorsprossen lassen und daß alles elektrische

Licht die leben- und kraftspendende Sonne nicht ersetzen kann, weiß jedes Kind. Gewaltige Bauten, Maschinen, die Wunder der Technik sind, kann der Mensch konstruieren, aber davon kann er nicht leben; und selbst zu diesen Arbeiten findet er das Material vor, er selbst könnte es nicht schaffen. Was zum Leben, zum Dasein notwendig ist, entzieht sich menschlicher Kraft. Wohl können wir das Wachstum begünstigen, die Entwicklung fördern, also gleichsam Gottes Handlanger spielen, aber selbständige Arbeiter sind wir dabei nie; alles, was Leben atmet, und sei es das spärliche Lebensprinzip des am niedrigsten stehenden Pflanzleins, bedarf einer menschenüberragenden, einer schöpferischen Kraft. Und da wir von solchen Dingen leben, so sitzen wir bei jeder Mahlzeit an fremdem, an Gottes Tisch. Selbst der leblosen Natur gegenüber ist unsere Tätigkeit ungemein beschränkt. Wir können sie vielleicht modellieren, können vor allem ihre Formen zerstören und ihre Kraft hemmen oder ausschalten, können ihr Stoffe, die für uns vorteilhaft sind, entziehen; diese Stoffe, diese Kräfte ihr geben können wir nimmermehr. Immer ist es Gott, der sie uns bietet, damit wir sie nutzen fürs Leben. Daran wird nichts geändert, wenn der Mensch es nicht erkennt. Auch der Lehrer wird nicht kleiner und der undankbare Schüler nicht größer, wenn dieser Resultate selbstständig gefunden zu haben glaubt, zu denen ihn doch nur die Kunst und das Geschick des Meisters geführt hat. Ja, das führende Talent des Meisters steht umso höher, je weniger es als leitend empfunden wird. Und deshalb ist es nur ein Beweis für die Größe des Schöpfers, daß er so selten in sein Werk eingzugreifen braucht, daß der Mensch ihn häufig gar nicht bemerkt, obwohl er nur in seinem Hause, in seiner Werkstatt arbeiten, an seinem Tische leben kann. Deshalb ist es auch das Gegenteil eines Beweises gegen das Dasein Gottes, wenn die Menschheit zeitweise Schöpfung mit Schöpfer verwechselt; wenn sie sich durch das Reimen der Saat, das Rauschen des Haines, das Murmeln der Quelle, das Brausen des Windes, das Rollen des Donners und Zucken des Blizes nicht etwa an Gott erinnert fühlte, sondern es, wie der Pantheismus, als direkte Neuierungen Gottes, als seinen gewaltigen Hauch, als seine sanfte, oder auch dröhnende Stimme, als seine gütige, oder rauhe und schroffe Berührung betrachtete.

Mehr noch sitzt an Gottes Tisch der Menscheng Geist. Unsere Zeit bedeutet z. T. den Rückschlag gegen den rohen, höheren Empfindung baren Materialismus. Man lernt allmählich wieder erkennen, daß dem Menschen etwas innewohnt, was alles Messen, Sezieren und Erforschen in der Natur nicht zu finden vermag, der sich hoch über das Materielle erhebende Geist. Die etwas in Miskredit geratene, oder wenigstens auf geschichtliche Betrachtung beschränkte Philosophie hat wieder namhafte Vertreter und Verteidiger auch in außerkirchlichen Kreisen gefunden. Man kann die Zeiten, wo man den Geist mit Gehirnmasse oder Gehirnbildung, die Tätigkeit der Seele mit Sekretionen (= Ausscheidungen) des Gehirns gleichsetzte, als in stimmfähigen Kreisen überwunden bezeichnen. Den weiteren Schritt zur Anerkennung eines geistigen, persönlichen Gottes hat man aber leider noch nicht allenthalben zu machen vermocht. Es ist eben schwer, sich von altgewohnten, schon von Jugend an angebrachten Gedankengängen loszulösen. So wird nun vielfach der Menscheng Geist als das Höchste, Unübertreffliche, alles Beherrschende gepriesen. Dies geht zu weit, denn auch der Menscheng Geist ist nichts Selbstherrliches; auch er ist von Höherem abhängig, speist sich nicht selbst, sondern wird von Gott gespeist. Selbst das, was er aus sich heraus schafft, was er aus seinen eigenen Tiefen hervorzuheben scheint, ist nicht sein volles Eigentum. Die Weisheit der Bibel, daß die Menschenseele von Gott erschaffen und dem Menschen gleichsam als Hauch, der ihn ganz belebt und durchdringt, verliehen ist, wurde noch von keinem widerlegt, durch kein noch so mühevoll zusammengebautes System ersetzt. Und so arbeitet der geistig Tätige im Grunde mit Gottes Kapital, und was er an wirklich Gehaltvollem erfindet und ergründet, geht in seiner Quelle auf Gott zurück. Seine geistige Entwicklung und Entfaltung aber entnimmt er wieder einem Gotteswerke, der Natur. Deshalb erscheint ihm ihre Farbenpracht als das Schönste, deshalb entzückt uns ein melodisches Vogelkonzert mehr als das tüchtigste Orchester, deshalb erstrebt der Künstler kein größeres Lob, als das, daß es ihm gelungen sei, die Natur einigermaßen zu kopieren; deshalb taucht die Seele durstig in die Geheimnisse der Natur, und wenn es gelingt, ihre Gesetze zu ergründen, so ist dieser Ruhm nicht feil für den des Westeroberers, so wird dieser Reichtum nicht getauscht mit dem des Krösus. Umgekehrt aber muß der Menscheng Geist verkümmern, wenn die

Lebensvolle Verbindung mit der Natur gestört oder gar unterbrochen wird. Durch mehr als einen Fall ist es erwiesen, daß der von der Außenwelt völlig abgeschnittene Mensch innerlich verödet, wenn nicht gar verblödet. Auch die Menschenseele muß an Gottes reichbesetztem Tische Platz nehmen, wenn sie ihrer Naturbestimmung genügen will.

Aber noch mehr. Der Mensch käme nicht allzuweit, wenn er nur seine natürlichen Anlagen vervollkommnete. Mit sich selbst mußte er unzufrieden sein, denn ein geheimnisvolles Sehnen und Drängen treibt ihn höher. Auch die Geisteskraft, die unverdorrene Natur ihm bietet, wäre für ihn zu larm. Er möchte mehr wissen über sich selbst, seine Herkunft, sein Ziel, sein Verhältnis zu dem „großen Unbekannten“; mehr über das Weltall und was dahinter stehen muß. Und wieder lud ihn Gott ein, diesen Geistes Hunger zu stillen; es geschah durch die „Offenbarung“. Die Patriarchen und Propheten waren die Boten, welche dazu riefen, die Apostel, die Kirche trugen die Botschaft in die ganze Welt. Ein neues, ungeahntes Gebiet erschloß sich da dem Menschen: er wurde Mitwisser Gottes, Teilnehmer an dem Göttermahl der Gnaden. Wohl ließ auch die Natur schon die Größe des Geistes durchblicken, der sie erschaffen und gebildet, wohl zeigte sich allenthalben die göttliche Vaterhand; aber, was war das alles gegen die tiefen Wahrheiten, deren Erkenntnis der Mensch nun gewürdigt ward! Gegen die Dreifaltigkeit, die man nur kniend bewundern kann, gegen die Barmherzigkeit, deren Grenzen man in unabsehbare Weiten gerückt sieht, gegen Gottes Schönheit, der gegenüber die Tugend der Heiligen verblassend, wie der Sterne Funken vor dem vollstrahlenden Tageslicht! Wonnetrübten kann sich die Seele nun in Gottes Tiefen versenken, ohne Furcht, daß der Raum sie stoße, daß die Freudenquellen versieget.

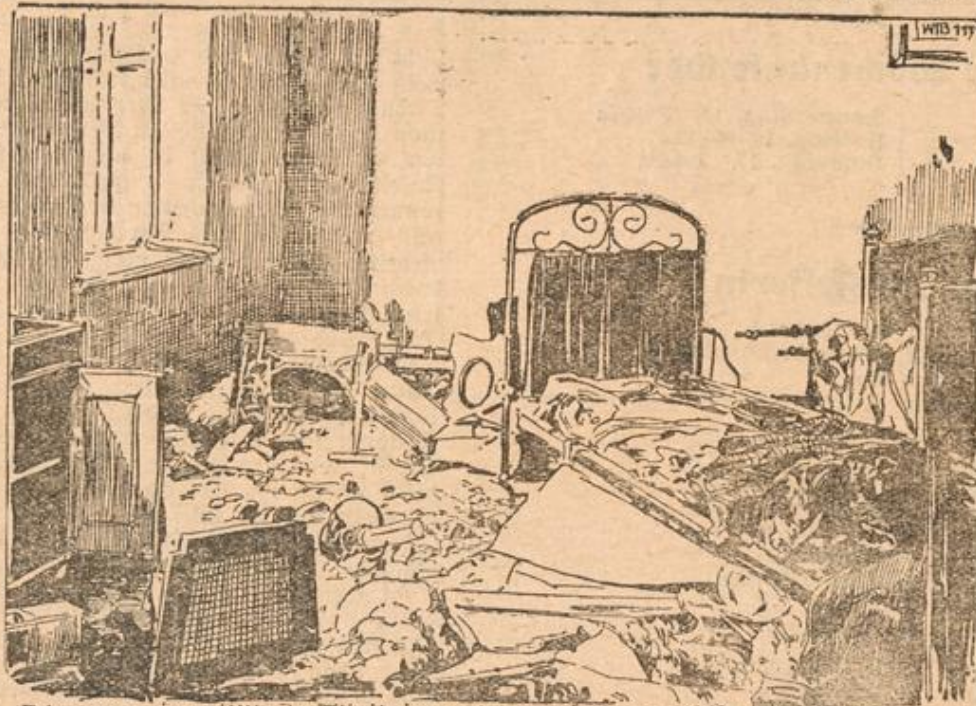
Und doch war all dies nur die Vorbereitung auf das große Glück, das Gott für den Menschen erdacht, nur die Vor Speise für das hehre Gastmahl der hl. Kommunion, das Gott denen bereitet, die ihn lieben. Damit ward der Mensch hinausgehoben über die irdische Sphäre, ward erst in Wahrheit Tischgenosse Gottes, den der Herr nicht nur an seiner Tafel speiste, sondern sogar erquickte mit seinem eigenen Fleisch und Blut.

Kann da Gott nicht uns alle fragen, wie ehemals das Volk Israel: Was hätte ich dir noch mehr tun können als ich getan? Darf er nicht erwarten, daß alles seinem Einladungsrufer entspreche! Freilich zu den „Fleischtopfen Ägyptens“ drängt sich die Menschheit, an den „trüben Strömen Babels“, da sieht sie und wenn sie schon in der nächsten Stunde blutige Bähren weinen muß, aber die bessere Speise, die Gott der Menschenseele bietet, achtet sie kaum: „Die Geladenen waren es nicht wert“; nicht wert waren die Gabe der Vernunft die Heiden, von denen der hl. Paulus schreiben mußte, daß sie „die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten mit dem Gleichnis und Bilde des vergänglichen Menschen, auch der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Tiere.“ Sie waren nicht wert den Wegweiser zu Gott, die Natur, von der der hl. Einsiedler Antonius sagte: „Ein großes Buch habe ich stets zur Hand; es ist die hehre Natur, die mich umgibt. In ihr schaue ich bald das große bunte Blatt der Erde an, bald das silbergestickte Blatt des nächtlichen Himmels, bald das großartige Blatt des weiten Meeres, und in ihnen erblicke und betrachte ich wie in einem Spiegel den widerstrahlenden Schöpfer.“ — Sie waren die besondere Einladung nicht wert, jene undankbaren Israeliten, dieses auserwählte Volk, auszuwählen nicht etwa wegen seiner unwandelbaren Treue und unvergleichlichen Würdigkeit, sondern einzig durch Gottes unbegreifliche Barmherzigkeit; dieses Volk, das mit blutbesetzter Mörderhand das Heiligtum verließ. — Sie waren nicht wert das wahrhaft himmlische Gastmahl, das der göttliche Seelenbräutigam den Gästen von den „offenen Straßen“ in der hl. Kommunion bereite, so viele Christen, die den Leib des Herrn nicht unterscheiden von gewöhnlicher Speise. Oder warum hätte sonst das Christentum wandern müssen von Land zu Land? In Palästina stand seine Wiege — es ist im Besitze der Feinde des Christentums, der Mohammedaner. In Nordafrika beieten die hl. Einsiedler, schrieb der hl. Augustinus sein gewaltiges Werk „Der Gottesstaat“ — heute hat das Christentum dort keine Heimstätte mehr. In Griechenland und Mazedonien predigte der hl. Paulus — sein Erbe ist dem Irrglauben zugefallen und hat in den Greueln des Balkankrieges bewiesen, daß der

christliche Fonds nahezu verbraucht ist. In den tiefgründigen Aderboden Deutschlands hatte die Kirche ihr Saat Korn gesät, — von weiten Strecken darf man ruhig behaupten, daß die wuchernden Dörner es fast erstickten. Frankreich hatte sich den Ehrennamen „erste Tochter der Kirche“ verdient, — welchen Namen müßte man heute für es ersinnen, da es selbst in der Drangsal des furchtbaren Krieges nicht vergiftet, die Kirche zu knechten! In England blühte die Kirche, und gottbegeisterte Missionäre fuhrten von den britischen Inseln aufs Festland, auch dieses einzuladen und hinzuführen zum Tische des Herrn, — heute nehmen von dort infernaler Haß und materiellste Gesinnung ihren Siegeszug in die Welt. Und in dem gottbegnadeten Rom, das zur Metropole des Christentums ausersehen ward, eingeweicht mit dem Blute der Apostelfürsten und ungezählter Märtyrer, schleudert der Mob ungestraft seine vergifteten Pfeile gegen das Oberhaupt der Kirche, den Statthalter Christi, — Gott wirds ja nicht schaden und das Christentum wird weiterziehen und ändern die frohe Botschaft überbringen; aber krampt sich nicht das Herz zusammen, wenn sich am Schicksal der zum Heile berufenen Völker beständig: „Sie waren dessen nicht wert!“

Die ganze Weltgeschichte und zugleich das Weltgericht drängt sich in dieses kleine Gleichnis zusammen und spiegelt sich in ihm wieder; denn einzelnen aber enthüllt es seine furchtbare Wahrheit am Ende der Tage, wenn für, ach, so viele das Richterwort ergehen muß: „Bindet ihm Hände und Füße und werft ihn hinaus in die äußerste Finsternis!“

P.



Zimmer einer Villa in Tilsit, in welchem russische Offiziere gewohnt haben.

Maria hilft auch in irdischen Nöten

Im Hause des Revierförsters Hubert sah es gar trüb aus. Der Förster selbst, ein braver, pflichttreuer Mann, hatte vor acht Tagen die Anwesenheit zweier berüchtigter Wildbiebe in seinem Holze entdeckt, und nun galt es, Kraft, Energie und Schlauheit aufzubieten, um der gefährlichen Gesellen habhaft zu werden. Tag und Nacht hatte der unerschrockene Mann in diesem überaus lebensgefährlichen Geschäfte verbracht. Die Frau hatte es an Warnungen, wie auch an Bitten und Vorstellungen nicht fehlen lassen, allein Hubert war von seiner Pflicht nicht abzubringen. „Sollte mir etwas zustößen, so bist du mit den Kindern gleichwohl versorgt“, hatte er ihr leztlich als Trost hinterlassen, allein diese Zusicherung gewährte der geängstigten Frau nichts weniger als Trost, da sie tausendmal lieber alle Not und alle Entbehrungen ertragen, als den Gatten und Vater verloren hätte.

Tagelang war der Förster in seinem Revier umhergestreift, um der Verbrecher habhaft zu werden, allein es war umsonst. Entweder hatten diese ein unzugängliches, sicheres Versteck gefunden, oder aber sie hatten es vorgezogen, das Weite zu suchen. Das letztere war wahrscheinlicher. Die Mannschaften, welche zur Aufspürung der gefährlichen Burschen das Holz durchzogen und bewacht hatten, verließen die Gegend, und nun war es der unermüdete Förster allein, welcher noch bemüht war, die Verbrecher zu finden. Es sollte sein Unglück sein.

Vor zwei Tagen hatten etliche Bauern aus dem Nachbarorte, die aus der Stadt wiederkamen, den Weg durch den Wald genommen. Hiemlich am Ausgange desselben stießen sie auf einen Schwerwundenen, — die Züge desselben waren ihnen nicht bekannt, das Äußere war wenig vertrauenswürdig; es konnte nur einer der gesuchten Wildbiebe sein. Aber ein Stöhnen drüben vom Busche her verriet, daß noch ein Zweiter da sei, dem ebenfalls etwas zugestoßen sein mußte. Man ging hin, — und fand den unglücklichen Förster, der, von zwei Kugeln durchbohrt, in seinem Blute lag. Man hob ihn auf und trug ihn sorgfältig nach Haus. Das Entsetzen der Frau, der Jammer der Kinder, ist kaum zu beschreiben. Man schickte so schnell als möglich zum Arzt, und als dieser kam, erklärte er, daß zwar noch Hoffnung da sei, um den Mann am Leben zu erhalten, daß aber der Blutverlust schon ein so bedeutender sei, daß der Unglückliche vor Schwäche sterben könne.

Das letztere schien sich bewahrheiten zu wollen. Bereits am nächsten Tage hatten sich die heftigen Wundfieber eingestellt; der Mann lag bewußtlos und in heftigen Fieberträumen. Der Arzt erklärte bei seinem Wiederkommen, ihm sei auch der letzte Rest der Hoffnung geschwunden. Was nun? Ihren Mann am Leben zu erhalten, wagte die Frau nicht mehr zu hoffen, aber es schmerzte sie tief, daß derselbe im Zustande der Schwäche und der Bewußtlosigkeit aus der Welt scheiden sollte, ohne die heiligen Sacramente empfangen zu haben. Sie rief die göttliche Barmherzigkeit an, dem Sterbenden doch wenigstens diese Gnade nicht zu verjagen.

Der folgende Tag hatte nach der Aussage des Arztes zwar einige Besserung gebracht, aber das Bewußtsein war dem Kranken noch immer nicht wiedergekehrt. Da sollte sich zu der Trübsal der

Nur ein Toter

Es war an einem schwülen Sommertage am Anfange des großen Krieges; die Menge drängt sich in den Straßen, die Jugend singt patriotische Lieder. Man spricht nur vom Krieg, alle Möglichkeiten werden erörtert, Zeitungsnachrichten werden vorgelesen. Abenteuerliche, unverbürgte Gerüchte werden von Lieber-eifrigen wie Bomben unter die Massen geschleudert; sie wachsen im Niederfallen und vermehren die Angst und Spannung. An den Zeitungsexpeditionen drängen sich die Massen; alle wollen das Neueste hören, Antwort erhalten auf die quälenden Fragen, die ihr Inneres bewegen. Endlich erscheint der Zeitungsbote in der Tür mit den erwarteten Extrablättern. Hier strecken sich die Hände danach aus, schwache und kraftlose, riesige, gesunde, schmutzige, hagere, weiße, feingepflegte und beringte — aber in allen zittert die Sorge um das Vaterland, die Angst um den Fortbestand der Nation und um das Leben der Lieben draußen im Felde. „Vorlesen!“ tönt es aus der Menge: „Für Vorpostengefecht. Der Feind hatte 20 Tote. Auf unserer Seite der Verlust kaum nennenswert: zehn Verwundete und nur ein Toter“ — so lautet die Botschaft, die inzwischen auch an den Straßenecken angeschlagen wird und von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße wie im Sturmflug dahinfliegt. Ein Seufzer der Erleichterung geht durch die Menge: Nur ein Toter! Wohl wars nur eines der ersten Gefechte in dem mörderischen Krieg, in dem Ströme von Blut fließen werden, aber „nur ein Toter“ das lautet doch trostvoll wie eine gute Vorbedeutung für die Zukunft, und man freut sich zuzufügen über den einen Toten, wie über einen Sieg.

Der einzige war ein blutjunger Leutnant, der Sohn einer Witwe, die ihn mit ihrem Herzblut großgezogen hat, deren erstes Gebet am Morgen deren letztes am Abend ihm galt. Er ist ein schöner und mutiger Mensch gewesen, voll Bärtlichkeit für seine Mutter. Als nach den verhängnisvollen Schüssen von Sarajewo die europäische Lage sich immer mehr zuspitzte, als der Krieg erklärt war, ist er voll lohnender Begeisterung gewesen. „Mutter, jetzt gilt es die Ehre des Vaterlandes, Ruhm und Sieg sind zu holen. Möchtest ja selbst nicht, daß ich nicht brennend gern ins Feld zöge!“ Dabei haben seine Wangen geblüht und seine Augen sind aufgeleuchtet wie zwei Sterne. Die Frau hat ihm zugestimmt und voll Stolz hat sie auf ihn geschaut, wenn auch die Augen in Tränen schwammen. Dann hat der Leidensweg der Mutter begonnen, der fast härter war als das frische, frohe Hineinreiten in den Tod, da dem Knaben beschieden war. Noch einmal ist sie mit ihrem Kinde zum Tisch des Herrn gegangen und hat den Segen des Himmels auf die tapfere, junge Heldengestalt herabgeschleht. Und dann ist sie niedergekniet zu Füßen der schmerzhaften Mutter in der Kirche und hat auf die Pflanze mit den brennenden Lichtern ihre Kerze gesteckt und gebetet — „Mutter Christi — hochgebenedeite, schmerzreiche — schütze mein einziges Kind!“

Vor dem Oelberg-Bild hat sie gestanden, und ihr von Tränen entzündetes Auge hat sie an den Engel mit dem Leidensfelde festgeklammert. — „Mein Vater, wenn es möglich ist — laß diesen Kelch an mir vorübergehen. Darauf hat sie wie eine himmlische Antwort die Heilandsstimme vernommen: „Aber nicht mein Wille, Vater, sondern der deine soll geschehen.“ Und ihr sind die tausend und abertausend Mütter, nicht bloß im deutschen Vaterland, sondern im ganzen kriegsentsessenen Europa in den Sinn gekommen — allen dasselbe Los, dieselbe Angst und Verzweiflung. Sie hat dann ihr Kind und sich selbst in die Arme Gottes gelegt und die Ruhe gefunden, welche sie in dieser schwersten Lage ihres Lebens so über alles nötig brauchte. Und der Tag des Abschieds fand sie aufrecht. Zum letztenmale schrieb sie mit ihren schon zitternden Fingern das Kreuzzeichen auf die leuchtende, reine Stirn des Sohnes, hat sein ihr so innig ergebenes Herz noch einmal an dem ihren schlagen gefühlt und dann ward das letzte Lebwohl gesprochen und das Schicksalsschwert ist zwischen Mutter und Sohn zu Boden gefallen.

Sie ist dann noch einmal hingeschlichen unter den weinenden Hausen von Müttern, Gattinnen und Bräuten, die, als die Bahnhofe für das Publikum gesperrt wurden, an die Böschungen der Schienenentränge sich drängten, um einen letzten Schimmer der über alles geliebten Augen zu erschaffen.

Aber es ist ihr nicht gelungen. Einsam ist sie in die Stadt zurückgewandt in das altehrwürdige Gotteshaus und vor dem Bild der schmerzhaften Mutter zusammengebrochen.

Drei Tage später hat in der allerersten Verlustliste der Name ihres Kindes gestanden.

Mit der Nachricht im Schoße sitzt die Mutter in ihrem lichten Zimmer, wo zwischen Blumen das Bild ihres schönen, starken Jungen steht, in stummem Schmerz. Lange wird es währen, bis sie weinen kann.

Auf der Straße singen Leute: „Deutschland, Deutschland über alles“. Eine Stimme ruft laut: Wir haben nur einen Toten. Hurra, hurra, hurra!

Frau noch für kurze Dauer Sorge um ihren neunjährigen Sohn Otto gefassen. Dieser besuchte nämlich in der Stadt die Volksschule und pflegte nachmittags kurz nach 4 Uhr zu Hause zu sein. Heute war es bereits 6 Uhr und Otto blieb aus. Was konnte das nur bedeuten? Die bekümmerte Mutter sah auch in diesem Ausbleiben eine Ursache zu den schlimmsten Befürchtungen. Endlich, um halb 8 Uhr abends — kam der Kleine. Auf die vorwurfsvolle Frage der Mutter erwiderte er: „Ich war in der Kirche und habe die liebe Mutter Gottes angerufen, daß sie uns den Vater am Leben erhält, und das tue ich morgen wieder. Unsere ganze Schule geht mit und auch der Herr Lehrer“, sagte er eifrig hinzu.

Und nun erzählte der Kleine lebhaft, wie der Lehrer ihn gefragt nach dem Unglück, das seinen Vater betroffen hatte. Als Otto ihm dann unter Weinen erzählt hatte, was geschehen war, hatte der edle Lehrer den Kindern befohlen, sich um 4 Uhr in der Kirche zu versammeln, die in unmittelbarer Nähe des Schulhauses lag. Da war denn auch der Lehrer hingelommen, und alle waren vor dem Altare, der der heiligen Jungfrau geweiht war, niedergekniet und hatten diese im herzlichsten Gebete angerufen um Rettung des Försters. Als aber die Andacht beendet war, da war es Otto noch allein, welcher für das Leben seines Vaters betete, und mit kindlicher Freudigkeit erzählte er der Mutter, wie er recht andächtig gewesen und der Mutter Gottes den freudreichen Rosenkranz und die lauretanische Litanei und verschieden andere Gebete aufgesopfert habe. „Und unser Lehrer hat gesagt, morgen würden wir wieder beten und so neun Tage nacheinander“, schloß der Knabe seinen Bericht. „Er hat uns aber auch gesagt, wir sollten in diesen Tagen recht fromm sein und der lieben Mutter Gottes Freude machen. Und ich bleibe dann jedesmal in der Kirche und bete allein für den lieben Vater!“

Der Mutter wollten sich Tränen in die Augen drängen. Es war eigentlich ein Gefühl der Beschämung, warum hatte sie selbst nicht ihre Zuflucht zur Jungfrau Maria genommen? Ja, fortan wollte auch sie diese treue Fürsprecherin anrufen, — und sie tat es noch am selbigen Abend.

Der Lehrer hielt Wort, und der kleine Otto auch. Während die irdische Gerechtigkeit sich von neuem an die Verfolgung des überlebenden Wilddiebes machte und bald des flüchtigen Missetäters habhaft geworden war, verrichtete die ganze Klasse nach beendetem Unterricht eine Andacht zur Mutter Maria, und nachher war es Otto, der allein im Gebete sein Anliegen vortrug.

Wir sprechen vertrauensvoll in dem Memorare, daß Maria die Bitten niemals unerhört läßt, und wie hätten diese vereinten Gebete an dem liebevollen Herzen unserer himmlischen Mutter abprallen können? Zu Hause war es die beängstigte Gattin, das liebende Mutterherz, — in der Stadt so viele unverdorbene Kinderherzen, und vor allem das schuldlose Gemüt des kleinen Otto, — nein, da mußte geholfen werden. Und Maria half, wenigstens war es Zuversicht und Vertrauen, welches sie in das Herz der geprüften Frau sandte. Und das war gut, denn noch gestern hatte der Arzt erklärt, der Leidende könnte im bewußtlosen Zustande jeden Augenblick seinen Geist aufgeben.

Aber der Himmel kann helfen, wenn irdischer Verstand erlahmt. So auch hier. Am andern Tage kam der Arzt etwas verspätet; die Frau stand harrend am Fenster. Eben jetzt kam er. Frau Hubert öffnete die Tür — da hörte sie vom Lager ihres Mannes mit schwacher Stimme ihren Namen rufen. Sie stürzte auf das Lager zu — zum Glück trat der Doktor in diesem Augenblick ein und hielt sie noch zur rechten Zeit zurück. Herr Hubert lag da mit geöffneten Augen — das Bewußtsein war wieder-gekehrt, und als der Arzt nachsah, mußte er nicht ohne Erstaunen erklären, daß der Zustand des Försters eine ganz bedeutende Wendung zum Besseren genommen habe und jetzt zu den besten Hoffnungen berechtigte — doch müsse der Leidende vor allem Ruhe und Schonung haben.

Daran hat man es nicht fehlen lassen, und nach etwa sechs Wochen konnte der Arzt dem Manne erlauben, das Bett zu verlassen. Seine Genesung schritt erfreulich vorwärts.

„Sie können wirklich von Glück sagen“, äußerte eines Tages der Arzt zu der Frau, „ich begte anfangs nicht die mindeste Hoffnung. Nun, ich habe jedenfalls das Meinige getan!“

„Und die Mutter des Heilandes hat Ihnen dabei helfend zur Seite gestanden“, entgegnete Frau Hubert.

Zu dieser Bemerkung soll der Arzt ein gar seltsames Gesicht gemacht und die Achseln gezuckt haben. Glaubte er sich beleidigt durch diese Erwiderung, — glaubte er nicht an die Güte und den mächtigen Beistand der allerseligsten Jungfrau? Wir wissen es nicht. Aber so viel wissen und glauben wir, daß wir an Maria allezeit eine liebevolle Mutter, und in Not und Drangsal eine mächtige Fürsprecherin und Helferin haben, zu der wir vertrauensvoll rufen können: „In allen Anliegen des Leibes und der Seele, o Maria, immer hilf!“



Bilder aus Mecheln

Der Müller von St. Amand

1. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Auch der Müller von St. Amand wollte nicht daran denken. Er strebte dem hochgelegenen Buchenwalde vor Lambusart zu, denn dort, hieß es, habe ein Bauer an jenem Abend, da er nicht mehr heimkam, seinen Zeit zum letztenmale gesehen.

Konnte ihm dort ein Unglück zugestoßen sein, oder was war sonst mit ihm geschehen? Zwei Jahre erst waren es her, daß er in gleicher, banger Sorge um den Sohn geschwebt. Damals, als der Zeit sich nicht hatte halten lassen, nach Deutschland gegangen und in die Lützowische Freischar getreten war. Beim Ueberfall von Riben, bei dem das ganze Korps aufgerieben wurde, hatte er eine Wunde erhalten und war, nur mit Mühe der Gefangenschaft entronnen, lange im Lazarett gelegen. Aber so tolle Streiche lagen ihm ja jetzt fern. Geheilt zurückgekehrt, hatte er's gelobt, nun, da der Bonaparte verjagt, immer in Frieden daheim und ein fleißiger Müller bleiben zu wollen.

Unterhalb Fleurus begegnete dem geängstigten Vater ein Trupp Soldaten. Sie gehörten der deutschen Legion*) an, die mit Wellington, dem „eisernen Herzog“, übers Meer gekommen war, und lagen als vorgeschobener Posten seit einer Woche zu Vigny im Quartier. Einige trugen an langen Stangen blutige Fleischstücke über den Schultern, andere waren mit Holz beladen oder schleppten Salz und Zwiebeln, die sie aus den nächsten Dörfern zum Kochen geholt hatten.

Auf seinen Stab gestützt, alt und gebeugt, in blauem Kittel, eine baumwollene Mütze auf dem kahlen Kopfe, blickte der Posthalter von Vigny vom Saume seines Weizenfeldes ihnen nach.

Als der Müller an ihm vorüberkam, nahm er die weiße Toppfife aus dem zahnklüftigen Munde. „Sie requirieren. Das ist der Anfang. Wie die Kage mit der Maus spielt der Krieg mit dem Frieden.“

„Es gibt ja keinen Krieg. Der Kaiser wird schon nachgeben —“, klammerte sich Roiger an seine krampfhaft festgehaltene Hoffnung.

Der Posthalter ließ ein heiseres Lachen hören. „Da kennt Ihr den Bonaparte schlecht. Er hat den Handschuh aufgenommen, den sie ihm hingeworfen. Seine Armee rückt gegen die Grenze.“ „Hierher?“ Dem Müller erstarrte das Wort im Munde. Schreckensbleich sah er den Sprecher an. Der alte Travers, der eine französische Zeitung las, wußte alle Neuigkeiten aus erster Quelle.

Es war auch nur die Wahrheit, was er behauptete. Schon hallte Europa wider vom Marschtritt einer Million von Kriegeren, die sich gegen Napoleon in Bewegung setzten. Wie mit eisernen Ketten war Frankreichs Grenze umstellt, das große Raubtier zu fangen. Von den Alpen bis an den Mittelrhein hielt Oesterreich mit den süddeutschen Staaten Wache. Mit tausend drohenden Segeln war England übers Meer geschifft, und schob, in Antwerpen gelandet, seine deutschen Truppen vereint mit dem niederländischen Heere, weit über Brüssel hinaus vor, während die Preußen aus ihrer neu geschaffenen Rheinprovinz über die Maas rückten. Nur zwischen dem Mittelrhein und dem heutigen Belgien, welches damals mit Holland vereinigt war, klaffte noch eine Lücke, in die der Moskowiter einschwenken sollte. Aber wer den korbischen Löwen kannte, der wußte, daß er sich zuerst an seine gefährlichsten Gegner, auf Wellington und Blücher stützen würde. So mußte hier, auf das blühende Land, der erste wüthende Tagenhieb des grimmen Feindes fallen.

Doch Rochus Roiger, der nicht über den tiefen Frieden der nächsten Umgebung hinaus sah, mochte das Gehörte nicht glauben. Auch ein weiterer Trupp Legionäre, der eben vorüberkam, schien nicht an nahe Gefahr zu denken. Die Leute sahen frohlich aus, lachten und scherzten. Nur der die Mannschaft begleitende Korporal trug eine ernste Miene zur Schau. Das fahl-blonde Haar verriet den Niederlächeln und die leibsame blaue Uniform hob die stattliche Figur noch hübscher hervor.

Das regelmäßige, scharfgeschnittene Gesicht mit dem rötlichen Schnurrbart, den blauen, treu und offenherzig blickenden Augen ließ den Müller zusammenfahren. Waren das nicht Ludwig's Jüge?

Der Haß sieht scharf. Unvergeßlich hatten sie sich ihm eingeprägt.

Wie ein grauer Schatten glitt die Gestalt durch den sonnenhellen Tag. So hatte er ausgesehen, damals, als sie noch in der heftigen Heimat Freunde und Kameraden gewesen.

Belebend vor innerer Erregung horchte Roiger auf.

Der Korporal gab seinen Leuten einen Befehl. Best und Tod! — Da war sie wieder, — diese höllische Ähnlichkeit! — Auch die Stimme glich dem Verhaßten, der sein Feind blieb, mochte er leben oder gestorben sein. Denn die Schuld an allem,

was geschehen, trug er, die Schuld an dem Furchtbaren, das sein Leben für immer verdüstert hatte. Warum hatte er auch Evas Liebe erringen müssen!

Erst als die Soldaten hinter dem Weidengebüsch des Baches verschwunden waren, atmete er auf. Nur noch wie ein spulhaftes Gebilde, das fliehernde Sinne ihm vorgegaukelt, sah er im Geiste die Erscheinung. Der Zufall hatte ihn geäfft mit einem Spiel, das nicht Wahrheit sein konnte.

Der Posthalter, der die Verwirrung des Müllers bemerkt hatte, sah nur die Wirkung seiner Mitteilung darin. „Sawohl, hierher“, beantwortete er seine letzte, erschrockene Frage. „Aber zuvor werden wir die Preußen auf den Hals bekommen. Es heißt, sie marschieren von Lüttich gegen die Sambre, um den Einbruch zu verwehren.“

„Die Niederländischen Truppen stehen ja dort.“

Philipp Travers schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel und bewegte mit eigenartigem Lächeln die Achseln. „Ich meine, die braucht der Kaiser nicht zu fürchten. Ein einziger Erfolg der französischen Waffen und sie machen es wie der Marschall Ney.“

„Sie gehen über?“

„Man hört so mancherlei“, wich der Posthalter aus, dem es gefährlich schien, zu viel zu sagen, bevor man den Ausgang wußte. „Ueberdies sind die Unseren zu schwach. Der Prinz fühlt es selbst. Heute hat man die letzten Reserven einberufen. Auch mein Jacques muß mit. Vor einer Stunde ist ihm die Order zugestellt worden. Ich denke, er wird schon auf der Mühle sein.“

„Um!“ — Der Müller von St. Amand verstand die mit besonderem Mienenspiel hinzugefügten Worte. „Die Marthe wird ihm wünschen, daß er gesund zurückkehrt.“

„Sie könnte mehr tun“, brummte der Posthalter in seine grauen Bartstoppeln. „Nicht der Mund allein, auch das Herz sollte sprechen, — wenn einer davongeht — für den sich's um Tod oder Leben handelt.“

Roiger machte eine abwehrende Bewegung.

„Ihr wißt, daß ich nichts dagegen hätte. Eine Ehre wär mir's. Aber ich mag das Mädel nicht zwingen.“

„Fünf Jahre sind's, daß der Jacques gewartet hat. Ich meine, — da könnt' sie den anderen vergessen haben.“

„Das hat sie längst“, fuhr der Müller auf, und in das hagere, runzelvolle Gesicht trat eine jähe Röte. „Glaubt ihr, mein Kind begehre noch den Mann einer anderen? Sie selbst ist's gewesen, die nichts mehr von ihm wissen wollte. Sie verabscheut den Meineidigen.“

„Und tut recht daran“. Der Posthalter trat näher, und seine Stimme nahm einen fast bittenden Ton an. „Aber wenn's so ist, — dann sollte die Marthe meinen Buben nicht ohne Trost ins Feld ziehen lassen. Daß er sich recht auf die Heimkehr freuen dürfte. Schaut, — eure Aelteste zählt jetzt 24, wie mir deucht. Das rechte Alter just. Und ewig ledig bleiben wird sie nicht wollen.“

„Ist ja selber mein Wunsch“, bekannte Roiger. „Nst genug hab' ich ihr's gesagt. Aber das Mädel hat einen harten Kopf. Sie will einmal nichts vom Heiraten wissen, sie traut keinem Manne mehr, nachdem der eine sich falsch erwiesen.“

„Mein Jacques ist's nicht“, beteuerte der alte Travers. „Und der Junge tut mir leid. Er bißet sich's nun einmal ein, daß er nicht leben kann ohne die Marthe, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzen müßte, um sie zu gewinnen. Drum bitt' ich euch, versucht's noch einmal, legt ein Wort bei ihr ein für den Jacques. Ihr wißt's ja, — wie es einem Vater ist um den Sohn, — auch ihr, Müller, habt einen Einzigen.“

Rochus Roigers Gesicht verzog sich schmerzvoll. „Ich fürchte, ich hab' ihn nicht mehr“, kam es stöhnend aus seiner Brust. „Der Zeit ist verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt, — und keine Nachricht kommt von ihm.“

„Sie ist schon unterwegs.“

Roigers Knie zitterten in freudigem Schrecken, mit beiden Händen faßte er des Posthalters Arm, als ob er eine Stütze suchen müßte. Auf seinem Gesicht aber lag unglaubliches Staunen.

„Was sagt ihr, — Nachricht?“

„Ein Brief. Von Lüttich ist er gekommen. Freilich, — ich kann mich täuschen. Aber schwören möcht' ich darauf, — daß es eures Sohnes Handschrift ist.“

„Er lebt, der Zeit! Um Jesu willen, wo habt ihr den Brief? Ich will's euch danken, Posthalter. Der Jacques soll nicht umsonst kommen. Die Marthe muß Vernunft annehmen, — aber der Brief, — den Brief!“

„Der Bote hat ihn auf den Bestellgang mitgenommen. Aber er muß über Brhe und Le Hamcau. Da kann's spät werden, bis er nach St. Amand kommt.“

Roiger hörte kaum mehr. Nach Hause mußte er, je eher, desto besser. Vielleicht war das Schreiben doch schon auf der Mühle eingetroffen.

„Gute Gott, daß ihr recht vermutet, Posthalter“, stieß er, vor Erregung keuchend, hervor und hastete, so schnell es seine Jahre erlaubten, dem verlassenem Süßstrand zu, auf dessen Höhe die drei Dörfer St. Amand, Vigny und Sombress in größeren Abständen der Reihe nach sich huzogen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die königlich deutsche Legion wurde im Jahre 1804 in England aus den Trümmern der durch die Lanenburger Konvention von 1803 aufgelösten hannoverschen Armee gebildet. Sie bestand aus 5 Kavallerieregimentern, 10 Infanteriebataillonen, 4 Fuß- und 2 Batterien reitender Artillerie, doch operierten ihre Truppenteile fast immer getrennt auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen. Besonders zeichnete sich dieses starke deutsche Hilfskorps der Engländer auf der pyrenäischen Halbinsel unter Wellington aus und die Schlacht von Waterloo sah seine letzten glänzenden Ruhmesstaten. Bald nach der endgiltigen Niederwerfung Napoleons wurde die Legion aufgelöst.

Bekanntmachung

Lieferungsfrist bis 1. November 1914. Alles nähere ist im Kur-
tagbüro zu erfahren.
Biesbaden, den 1. Oktober 1914.

gez.: de Graaff, Generalmajor.

der „Rheinischen Volkszeitung“ bitten wir gefl. sofort — von auswärts in dringenden Fällen per Telefon — bei uns im Verlage, Telefon 636, vorzubringen. Wir bitten um etwas Nachsicht, da die beschränkten Verkehdreheinrichtungen es mitunter unmöglich machen, rechtzeitig zu liefern.

Eltsille und Hallgarten, den 9. Oktober 1914.

Joseph Fink, Wiesbaden,
Frankenstr. 14.
Telefon 2976. Telefon 2976

D. N. G. M. Nr. 3712/13.

Im Alleinverkauf für Wiesbaden
nur zu haben bei

Johann Ferd. Führer, Hoflieferant
Wiesbaden, Große Burgstraße 10.

Seidel, Wilhelmstraße 56, Eduard Moedel, Langgasse 24, Ernst Kuhlmann, Wilhelmstraße 34, H. Schellenberg'sche Buchhdl., Ringgasse 1, sowie abends an der Kasse. Vorbehalten die Plätze nur bei Herrn W. Seidel, Wilhelmstraße 56.

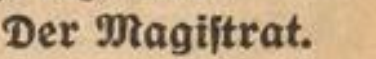
Carl Schmeitzner, Halensee bei Berlin

Prospekte frei.

Begabter Junge

Der Magistrat.

Der Magistrat.



Persil

bleibt

Der grosse Erfolg!

Das beste selbsttätige

Persil

Kein anderer Waschzusatz erforderlich, da hierdurch die Wirkung beeinträchtigt und der Gebrauch verteuert wird.

Waschmittel für Weiss- und Wollwäsche!

HENKEL & Co., DÜSSELDORF.

Auch Fabrikanten der beliebtesten Henkel's Bleich-Soda.

Überall erhältlich, niemals lose, nur in Original-Paketen.

Gebrüder Krier, Bank-Geschäft
Wiesbaden
Rheinstrasse 95.

Haltestelle der Elektrischen Strassenbahn.

Kassenstunden: 10—1 und 3—4 Uhr.

Inhaber: Dr. jur. Hippolyt Krier, Paul Alexander Krier.

REICHSBANK-GIRO-KONTO

Postcheck-Konto Nr. 171 bei dem Postcheckamt in Frankfurt a. M. Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte, insbesondere An- und Verkauf von Wertpapieren, sowohl gleich als unserer Kasse, als auch durch Ausführung von Börsenaufträgen. Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren, auch Annahme geschlossener Depots Vermietung von Feuer- und diebstahlsicherer Panzerschränken (Safes) unter eigenem Verschluss der Mieter. — Vorschüsse auf Wertpapiere — Kuponseinsendung, auch vor Verfall. — Kuponbogenbesorgung. — Versicherung von Wertpapieren gegen Auslosungsverlust. — An- und Verkauf ausländischer Banknoten und Geldsorten. — Einzug von Wechseln. — Leihrenten. — Mündelschere 4%, Anlagepapiere an unserer Kasse stets vorrätig, die wir zu den amtlich notierten Tageskursen courtagefrei und provisionsfrei abgeben.

Mitteldeutsche Creditbank

Kapital und Reserven 69 Millionen Mark.

Filiale Wiesbaden

Friedrichstrasse 6

Telephon 66 u. 6604

Günstige Verzinsung von
Bar-Einlagen

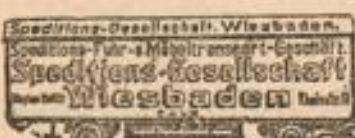
Vermögens-Verwaltungen

Schrankfächer
unter Mitverschluss des Mieters.Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäftlichen
Angelegenheiten.**Vers Schiffungen**
über neutrale Häfenab Rotterdam: Vereinigte Staaten, Südamerika, Niederl. Indien, ab Amsterdam: Spanien, Portugal, Zentral- u. Südamerika, Niederl. Indien, ab Kopenhagen, Gothenburg, Christiania: Vereinigte Staaten, ab Venedig u. Genua: Mittelmeer, Levante, Bulgarien u. Rumänien. Auskünfte über Verladeangelegenheiten, über Frachten, sowie Besorgung von Transport- und Kriegerisikoversicherung erteilt
L. RETTENHAVER, Rgl. Hofspediteur, Wiesbaden, Nikolastr. 5.**J. & G. Adrian**

Hofspediteur Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Bahnhofstrasse 6 — WIESBADEN — Telephon 59 u. 6223.

Internationale Spedition.

Möbeltransporte von und nach allen Plätzen
des In- und Auslandes.Moderne Möbellagerhäuser
neben dem Hauptbahnhof.

Wir empfehlen uns zur

Ausführung von

Umzügen

jeder Art von Zimmer zu Zimmer, sowie zur

Lagerungvon ganzen Wohnungseinrichtungen, einzelnen Möbel-
stücken, Flügeln, Planinos, Koffern und Reisegepäck
unter Garantie

in unserem massiven, feuersicheren, staub- u. ungezieferfreien

Lagerhause

Adolfstrasse 1 an der Rheinstrasse

Spedition-Gesellschaft Wiesbaden

G. m. b. H.

Bureau: Adolfstr. 1.

Telefon 872.

F. J. Petry, Dentist, Bingen a. Rh.

Mainzerstrasse 54.

Künstliche Zähne, Zahnkronen aller Systeme. — Zahngelächte
schmerzlos mit u. ohne Narkose, Zahnreinigung. — Sprechstunde:
Werktag von 9—1 Uhr, nachm. v. 2—5 u. Sonntags v. 10—2 Uhr.**Kraft's Milchkur-Anstalt**

Dotzheimerstrasse 107 :: Telephon 659

Unter Aufsicht des Vereins der Aerzte Wiesbadens, des Instituts für
Chemie und Hygiene von Professor Dr. Meinecke und Genossen und
des Königlichen Kreis- und Departements-Tierarztes.

Die Anstalt empfiehlt:

Kinder- und Karmilch, roh und sterilisiert.
Kindermilch, den verschiedenen Altersstufen
entsprechend zubereitet und trinkfertig
(Professor Heubner'sche Mischung).

Dr. Axelrod's Yoghurt und Kur-Sahne.

Trockenfütterung.

Versand nach auswärts.

Schweizerkäse

Bahnholz**Café u. Restaurant**
1/2 Stunde vom Rheingau über
die Rheinfähre. — 1/2 Stunde
durch das Taubertal.
Serrische Fernicht.**Restaurant und Pension nächst der Kirche**
Theodor Dieck, vormals J. Dieck Wwe.**Wallfahrtsort Marienthal**
Poststation Johannisberg im Rheingau. ~~Waldpark~~
Bahn- und Schiffstation: Geisenheim. — Telefon: Amt Rüdesheim Nr. 66.
Garnes Hofwerk. — Rote und weisse Säle.**Großer Feldberg Gasthaus Balküre**
nach von Touristen bestens empfohlen. — Telefon 92 :: Amt Rüdesheim.
Nähe Preise

Pension von 4.50 Mark an. — Reservierzimmer für Vereine.

Gasthaus Sturm „Großer Feldberg“
bestens empfohlen!
Besitzer W. Engel.**Roll-Kontor**
im Südbahnhof.Amtliches Rollfuhrunternehmen
der Königl. Preuss. Staatsbahn
Spedition von Gütern aller Art

Fernsprecher 917 u. 1964

Fernsprecher 917 u. 1964

**Oefen**aller Systeme in jeder Preislage mit
Garantie.Verkaufsstelle für
Riessner-Oefen**M. Frorath Nachf.**
24 Kirchgasse 24**Bonifatius-Sammel-Verein.**„Sammelt die übrig gebliebenen Stücker, damit
sie nicht zu Grunde gehen“. Mit diesen Worten unseres göttlichen
Heilandes wenden wir uns an das katholische Volk und ermahnen auf das
dringlichste, nichts von dem verkommen zu lassen, was sich noch für arme,
verwaiste Kinder und Waisenkinder verwerten lässt.**Sammelt Wertpapiere**, Staatsanleihen, Kleinloosen, Patronen-
kästen und Denkmäler, Binn-, Binn-, Kupfer- und Messingabfälle
und Gegenstände und alle zur Verpackung gebiente Metall-Um-
hüllungen.**Sammelt unbrauchbare Schmuckstücke**, alte Taschenuhren und sonstige
Wertgegenstände, sowie auch alte ausländische Geldsorten.**Sammelt Weinflaschen**, Korkel und Stiele, Zigarrenhüllen, Zigarren-
schmitten und beschädigte Zigarren, nicht aber angebrannte Zi-
garrenreste.**Sammelt mit kleinem Papierband ausgezeichnete Briefmarken**, (auschf.
der 10 Pf.-Marke, besonders aber ausländische und alte inländische
Marken).**Sammelt alte Gummi-Säuger** (von Kinderkräutchen), Räder, Schläuche,
Nebenschuhe und Fahrradreifen, sowie Reste und Abfälle von Wachs,
Zalg und Stearin.**Sammelt Champagner**, Sekt- und unbeschädigte Speigelforken, sowie auch
alte Bücher, gut erhaltene Zeitungen und Zeitschriften.All dieses, von Euch in kleinen Quantitäten gesammelt, könnt Ihr
wohl nicht mehr verwerten; wir aber erzielen, wenn es ein Grobes ge-
worden, eine hübsche Summe daraus.**Sammelt darum fleißig und schickt das Gesammelte zu**
Eurem Seelforger bezw. dessen Beauftragten in Wiesbaden zu
Herrn Kaufmann Lefsch, Schwalbacherstrasse 19; Herrn Anton
Waller, Müller-Drogerie, Bismarckstr. 24, Ecke Wälderstrasse; Herrn
Christian Waller, Holzmöbeln-Darstellung, Wälderstrasse 59; Herrn
Küster Döhring, Wälderstrasse 12. Dieselben werden auch das Geringste
dankebar entgegennehmen. Jede weitere Auskunft erteilt:
Die Diözesan-Hauptstelle zu Limburg a. d. Lahn.NB. Vollständig wertlos sind: Die deutschen 10-Pf.-Marken und
besonders beschmutzte und beschädigte und solche Marken, an denen die
Zacken des Randes fehlen, sowie Abfälle und alte Gegenstände von
Weißblech, gewöhnl. Glas, gebrauchte Stahlfedern, angebohrte oder be-
schädigte Korkpfosten und angerauchte Zigarren.**Königliche Schauspiele**

Wiesbaden

Zum Besten der Witwen- und Waisen-Pensions-Unter-
stützungsanstalt der Mitglieder des Königlichen Theaters
Orchesters finden während der Winteraison 1914/15 im
Königlichen Theater sechs Symphoniekonzerte der
Königlichen Kapelle unter Leitung des Königl. Kapell-
meisters Herrn Professor Franz Mannstaedt und unter
Mitwirkung der Damen Fräulein Eichelstein, Fräulein
Englerth, Fräulein Haas und Fräulein Schmidt
sowie der Herren Presser, Brückner, Edard, Forch-
hammer, de Garmo, Geisse-Winkel, Mann-
staedt, von Schend, Scherer und Pollin (familiäre
Mitglieder des Königlichen Theaters) mit nachstehendem Pro-
gramm statt:I. Konzert am 18. Oktober: Ouvertüre und Arie des
Loffart aus der Oper „Carnegie“ von Carl Maria von We-
ber, „Tod und Verklärung“, Tondichtung für Orchester und
4 Kinder von Richard Strauß. Symphonie C-moll von Johan-
nes Brahms. II. Konzert am 18. November: Suite für
Orchester und Arie von Johann Sebastian Bach. Tragische
Ouvertüre von Johannes Brahms. Nieder. Ouvertüre von
Joachim Raff. III. Konzert am 14. Dezember: Ouvertüre
„Coriolan“. Klavier-Konzert G-dur, Ronde B-dur für Klav-
vier. Vierte Symphonie, sämtlich von Beethoven. IV. Konzert
am 25. Januar: Ouvertüre zur Oper „Fidelio“ von Beethoven
Konzert H-moll für Violoncello von Dvorak. Scherzo aus „Ein
Sommernachtsstraum“ von Mendelssohn. Solostück für Vi-
oloncello. Symphonie B-dur von Schumann. V. Konzert am
9. März: Ouvertüre. Arie „Manfred“, dramatische Dichtung
von Byron, Musik von Robert Schumann. VI. Konzert am
22. März: Requiem für 4 Solostimmen, Chor und Orchester
von Wolfgang Amadeus Mozart.**Abonnementspreis für sechs Konzerte**

(für einen Platz):

Professorsloge im 1. Rang	80.00	Mark
Mittelsloge im 1. Rang	60.00	
Seitenloge im 1. Rang	25.00	
I. Ranggalerie	22.00	
Orchester-Sessel	22.00	
I. Parquet, 1. bis 3. Reihe	16.00	
II. Parquet, 7. bis 12. Reihe	16.00	
Parquet	10.00	
II. Ranggalerie, 1. Reihe	15.00	
II. Ranggalerie, 2. Reihe, 3. und 4. Reihe	12.00	
III. Ranggalerie, 1. bis 3. Reihe, 5. Reihe	9.00	
III. Ranggalerie, 1. Reihe und 2. Reihe	7.20	
III. Ranggalerie, 2. Reihe 3. und 4. Reihe	5.40	

Abonnements - Anmeldungs - Formulare (inkl. 50 Pf.)
Portiers des Königlichen Theaters zu haben.

Die Intendantur der Königlichen Schauspiele

Rotes Kreuz Abteilung III
Schloß Mittelbau

Wir bitten um schriftliches Angebot für folgende Waren:

1. Strickwolle,
2. fertige Wollschalen, insbesondere Unterhosen,
Unterjacken, wollenene Hemden, gestrickte
Westen,
3. Wollstoffe für Hemden.

Die Angebote für die genannten Sachen sind schriftlich an
unserem Geschäftszimmer einzulegen mit genauer Preisangabe, An-
gabe des Quantums und bis zu welcher Zeit geliefert werden kann.
Das Angebot muß bindend sein.

Wiesbaden, den 9. Oktober 1914.

Hochheimer Markt
1914**Der Pferde-, Rindvieh- und Krammarkt**wird am 9. und 10. November d. J. auf dem Plage zwischen der Wälder-
Strasse und dem Signalweg nach Hirschheim abgehalten.Wegen des zur Zeit herrschenden Kriegszustandes und der damit verbundenen
ersten Zeit werden Auktionsarbeiten irgend welcher Art nicht zugelassen.Die Anmeldung der Waare für die Kramstände findet statt: am Freitag
den 6. November d. J., von vormittags 8—11 Uhr im Rathhaus
und die Verlosung und Ablegung am selben Tage, nachmittags
2 Uhr an Ort und Stelle.

Hochheim a. Main, den 5. Oktober 1914.

Der Magistrat
Hochheim.**Neuheiten für Herbst und Winter.**Fertige farbige u. schwarze Blusen,
Blusen-Flanelle,
Kleiderstoffe,
reiche Auswahl in allen Preislagen.**C. H. Lugenbühl,**

Inh. C. W. Lugenbühl,

19 Marktstrasse, Ecke Grabenstrasse 1.